

Schmerzensmadonna der Hingabe



Wenn die Oper in breiter Öffentlichkeit mal wieder ins Gerede kommt, kann es in unserer Sensationswelt nicht an der Musik liegen: Tara Erraughts Hüften sorgten für viel Wirbel – dabei hätte man sie einfach nur singen hören sollen.

Oper, das ist Ohren- und Augenschein, manchmal sogar -schmaus. Darüber gilt es auch in den Medien kritisch zu urteilen. Aber „in dem Wie, da liegt der ganze Unterschied“, so heißt es im „Rosenkavalier“. Auch ein Kritiker müsste solches be-

So gerät sie zur Zierde dieses britpoppigen „Rosenkavaliers“. Sechs Kostüme trägt Octavian. Vier als Mann und zwei als vermeintliche Zofe Mariandl. Da kann Tara Erraught ihre weibliche Figur zur Geltung bringen. Und vergisst doch nie, dass sie einen Jungen spielt,

Ende zulaufende Geschehen in Benjamin Brittens Marine-Musikdrama verdichtet. Die Deutsche Oper Berlin setzt auf ihren überwältigenden Chor, der eine eherne Klangwucht entfesselt, die auch kollektiv an- und abschwellen kann, kantig und weich ist, Melancholie und Sehnsucht kennt. Alden führt stilisiert und realistisch die Brutalität der Kriegsmarine zum Ende des 18. Jahrhunderts vor. Der verzagte wie störrische, tenorgleißende Burkhard Ulrich bringt die Schuld des Kapitän Vere allein durch seine Körperhaltung zum Ausdruck. Billy Budd, der Vortoppmann, erschlägt im Affekt den Schiffsprofoss John Claggart, muss darauf laut Kriegsrecht zum Tod durch Hängen verurteilt werden. Budd, das ist der blonde John Chest, ein viriler, sich zu wehren wissender Typ, kein im Libretto beschworener Engel, trotz seines wohllautenden Baritons.

Das Orchester zieht einen sofort hinein in Brittens splissige, soghaft stimmungsstarke Partitur. Schließlich ist Donald Runnicles ein großer Briten-Verfechter. Warum aber kam dann diese von der English National Opera geliehene Produktion nur fünf Mal?



Noch mal Krieger – und wenige Frauen. Aber als Zwölfton-Kulinarium. 49 Jahre sind seit der Uraufführung vergangen. Doch immer noch überwältigt Bernd Alois Zimmermanns einst als unspielbar geltendes Musiktheater „Die Soldaten“ im Münchner Nationaltheater. Und zwar allein durch seine brutale wie anrührende, abstrakte wie realistische Klanglichkeit. Diese Musik überfällt – von der ersten Eruption bis zum ausgebrannten Verlöschen nach der finalen Akustikexplosion. Je öfter man „Die Soldaten“ hört, desto erstaunter ist



Während in Berlin Benjamin Brittens Seemannsoper „Billy Budd“ vom Stapel läuft, lästerten Kritiker in Glyndebourne über die angeblich unpassende Leibesfülle der Octavian-Sängerin Tara Erraught.



Fotos: PR

denken, wenn er die Computertasten als mögliche Fallbeile niederdrückt. Umso unverständlicher, dass sich kürzlich bei ihren Besprechungen eben dieser Strauss-Oper beim Festival in Glyndebourne britische Kollegen hinreißen ließen, wie böse Krähen auf der körperlichen Erscheinung der Mezzosopranistin Tara Erraught als Octavian herumzuhacken. Gut, die 28-Jährige wird es nie in die Endrunde von „Germanys Topmodel“ schaffen, aber dafür haben vielen Castingchefs ihr Foto in der Kartei: Denn sie hat schon wichtige Premieren hinter sich. Allenfalls fehlt es ihrem schönen, schimmernden Timbre (noch) an Individualität und Dringlichkeit. Doch sie ist eine intuitive Schauspielerin, die Stimme sitzt, ist rund und trägt gut.

der sich als Fräulein ausgibt. Regisseur Richard Jones kitzelt in seiner knallig-flachen Inszenierung das kalkulierte Spiel mit Sentiment und Sentimentalität heraus. Alles scheint eine Art Roko-Karneval aufzuführen. Tara Erraught ist richtig besetzt – als hormongestauter Cherub und k.u.k-Kadetten-Putto. Ein sachlicher „Rosenkavalier“ für das 21. Jahrhundert. So dirigiert ihn auch Glyndebournes neuer Musikdirektor Robin Ticciati am Pult des glänzenden London Philharmonic Orchestra.



Das 20. Opernjahrhundert, es war ein sehr buntes, manchmal auch graues. So wie in der minimalistischen „Billy Budd“-Inszenierung von David Alden, der noch einmal das zwangsläufig auf ein bitteres



Andreas Kriegenburg inszeniert in München Bernd Alois Zimmermanns „Soldaten“, Kirill Petrenko dirigiert ein blendendes Staatsorchester mit hervorragenden Sängern. Während der musikalische Teil restlos überzeugt, bleibt der szenische am Ende leider ein wenig abgelutscht.

man, wie mühelos inzwischen sämtliche Kollektive dieses Stück bewältigen, mehr noch: es sich zu Eigen machen.

Kirill Petrenko holt ruhig, aber stets spannungsvoll alles aus seinem Bayerischen Staatsorchester, welches es lustvoll krachen, aber auch diszipliniert leise spielen lässt. Der Chor, die vielen kleinen und großen Rollen, sind alle individuell, im Dienst der Sache. Sie werden überstrahlt durch Barbara Hannigans Marie: Schmerzensmadonna der Hingabe, mit gleißenden Jungmädchentönen und schmelzender Kantilene.

Andreas Kriegenburg aber bekommt dieses unerhörte Werk nicht in den Griff. Harald B. Thors Einheitsinstallation aus über Kreuz gestapelten Hasenställen entlarvt besonders die Soldaten in ihren faschistoiden Uniformen als Tiere, die einem optisch abgelutschten Folter- und Beischlaf-Folklorismus frönen. Damit

gewinnt das Stück leider keine Fallhöhe mehr, der Passionsweg des Negativen ist bereits an seinem Golgatha angekommen.



Und sogar im 21. Jahrhundert bleibt die Oper spannend. Denn wir haben ja Adriana Hölszky. Gleich zweimal in zwei Wochen hat die Komponistin gerade eben den notwendigen, aber ihr auch Pein bereitenden Parcours einer Uraufführung absolviert. In Düsseldorf kam beim Ballett am Rhein „Deep Field“, ein Auftragswerk des dortigen Chefs Martin Schläpfer, heraus. Ein schwer zu fassendes, verstörendes, gleichwohl einen nicht loslassendes, ja sogar unangenehm nachwirkendes Gefühl verbreiten diese „Zehn KLANGbelichtungen einer METAmorphose“.

Da bocken und zucken die Düsseldorfer Symphoniker, sausen durch die Lautsprecher, wie der im obersten Rang positionierte WDR-Rundfunkchor. Auf der Bühne klumpen und kungeln, rennen und springen bis zu 42 Tänzer – die man jedoch bis zum Schlussapplaus nie gemeinsam sieht. Adriana Hölszky wollte für Tanz komponieren, weil der schneller, beweglicher ist, hier alles flutscht. Martin Schläpfer inszeniert mit seiner blendend-konturklaren Kompanie eine altväterlich-atavistische Gesellschaft, in der man verstört verharrt und plötzlich davonschnellt, in der sich nur wenig Individualität und Intimität findet.

Am Mannheimer Nationaltheater gab es die Uraufführung der Oper „Böse Geister“. Für die hat sich Hölszky den eher als „Dämonen“ bekannten Dostojewski-Roman ausgewählt. Das Buch

hat sie zergliedern und in brutalen Fragmenten auf drei parallel laufenden Ebenen neu zusammensetzen lassen. Der Roman kreist um den charismatischen Verführer Stawrogin und den nihilistischen Anarchisten Werchowenski und zeichnet ein bitteres Panorama der ständischen Gesellschaft. Der Regisseur Joachim Schlömer tut das freilich nicht. Er inszeniert ein detailpusseliges Pelmene-Idyll mit Blümchentapete, Puffärmeln und Teekessel, wo auch mal zwei Leichen an den Holzwänden kleben.

Dieser Realismus klärt nichts, schafft aber auch keine zweite Ebene. Dabei betont Adriana Hölszky in ihrer zerfetzten Musiktheater-Paraphrase gerade das Chaotische, dabei gefährlich Überzeitliche dieser Machenschaften. So bleibt alles an der Musik hängen. Die hat Roland Kluttig perfekt im Griff. Da dröhnt und scheuert der massive Perkussionsapparat, leuchtet es grell, auch schrill auf. Die neun Vokalsolisten sind im Dauereinsatz. Ganz hinten, oben steht der formidable Opernchor, Hölszky klanginszeniert ihn gern a cappella wie die Kirchenhymnen der Orthodoxen, aber in deren beunruhigendes Gegenteil verkehrt – als verwirrenden Kommentator. Die Hölszky ist eine Virtuosa in der klanglichen Klüfte. Die sie aus sich heraustreten lässt. Weil sie will, weil sie muss – und vor allem, weil sie es kann.

Bleiben Sie im Rhythmus!

Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.



„Böse Geister“ in Mannheim und „Deep Field“ in Düsseldorf: Innerhalb von zwei Wochen feierte die Komponistin Adriana Hölszky zwei wichtige Premieren.